



Birgit Rommelspacher

Rechtsextremer Feminismus – und wir?

Rassistische Gewalt und rechtsextreme Aktivitäten werden in den letzten Jahren aufmerksamer beobachtet. Statistisch gesehen, handelt es sich dabei fast ausschließlich um männliche Gewalt: 96% der Täter sind junge Männer (Willems u.a. 1993). Doch aus der Statistik folgt nicht, dass Frauen nicht beteiligt wären. Frauen nehmen teil in ihrer traditionellen Rolle als Frauen und Freundinnen der Täter, sie unterstützen »ihre« Männer. Aber wir finden auch die aktive Kämpferin, die selbstbewusst und selbstsicher die gleichberechtigte Teilnahme von Frauen in rechter Politik einfordert. Sie stößt bei den Männern auf Widerstand, doch es wird auch verstärkt die Frage gestellt, ob es sich die extreme Rechte leisten kann, auf solche Frauen zu verzichten, die für die »Bewegung« eine erhebliche Verstärkung bedeuten können. Daher wird heute in der extremen Rechten eine Debatte über den »Feminismus« geführt und darüber, ob die »Bewegung« sich dafür öffnen muss. (Axeli-Knapp und Wenk 1995)

Rechtsextremer Feminismus ist keine neue Erscheinung. Auch im Nationalsozialismus gab es Frauen, die gleiche Rechte und gleiche Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen forderten; man sprach von den »oppositionellen Faschistinnen« (Korotin 1994). Ihr Argument lautete, im Kampf um die deutsche Vormacht werde jeder Mann und jede Frau gebraucht. Die Organisation und ihre Zeitschrift, »Die deutsche Kämpferin«, wurden relativ schnell verboten. Dennoch weist der Fall der »oppositionellen Faschistinnen« darauf hin, dass Frauen sich durchaus Chancen ausrechneten, im NS-System aufzusteigen. In den Interviews, die Claudia Koonz mit einigen dieser Frauen geführt hat, sagten viele von ihnen auch im Nachhinein, sie hätten im NS-Deutschland eine gute Zeit gehabt. (Koonz 1986)

Die »oppositionellen Faschistinnen«

Die »feministischen« Ziele dieser Frauen wurden von ihnen vor allem rassistisch begründet. Sophie Rogge-Börner, die Begründerin der »Deutschen Kämpferin«, behauptete, die Nordische Rasse hätte eine Tradition der Geschlechtergleichheit. In Germanien hätten Frauen Zugang zur Macht als Priesterinnen und Richterinnen gehabt. Das »orientalische Judentum« hätte dagegen das Patriarchat eingeführt und Frauen zur Unterordnung gezwungen. Für Rogge-Börner war Geschlechtergleichheit eine Rassenfrage. Sie forderte Gleichheit für Männer und Frauen gleicher rassistischer Abstammung (Jung 1997). In ähnlicher Weise argumentieren heute rechtsextreme Feministinnen in Norwegen: Bei den alten Wikingern hätte Geschlechtergleichheit geherrscht, während die nicht-nordischen Rassen diese zerstört und das Patriarchat eingeführt hätten. Solche »feministischen« Ideologien passen nicht nur gut in die rechtsextreme Ideologie einer biologisch begründeten Rassenhierarchie, sie führen ihr auch zusätzliche Argumente zu.

Ebenso charakteristisch für rechtsextremen »Feminismus« ist elitäres Denken. Nach Auffassung der »oppositionellen Faschistinnen« sollte nicht jeder arischen Frau erlaubt sein, an der Macht teilzuhaben, sondern nur den »besten«. Geschlechtertrennung ist dagegen nicht notwendig mit rechtsextremem Feminismus verbunden. Im NS-Staat existierte auch der liberale Typus der weiblichen Kämpferin, die sich ausschließlich sich selbst und ihrer Nation und/oder Rasse verpflichtet fühlte, im Gegensatz zu den Frauen, die das NS-System der Geschlechtertrennung akzeptierten.

Wir finden also mindestens zwei verschiedene Frauentypen im NS: die »beziehungsorientierte« Frau (Offen 1993), die ihre Rolle als Frau und Mutter hervorhebt, und die mehr »individualistische« Frau, die ihre Selbstständigkeit unterstreicht und Geschlechtergleichheit fordert. Rebecca Klatch kommt in ihrer Studie »Frauen in der Neuen Rechten« (1987) zu einem ähn-



lichen Befund. Sie unterscheidet zwischen den »sozialkonservativen« Frauen und den »laissez-faire-konservativen« Frauen. Die Sozialkonservativen unter den rechten Frauen sehen die Geschlechter als verschieden, aber gleichberechtigt. Die Laissez-faire-Konservativen stellen dagegen sich selbst als gleichberechtigte Individuen in den Vordergrund. Beide sind im Grunde Antifeministinnen, denn sie wenden sich nicht gegen die diskriminierende Funktion von Geschlechterrollen: die einen, indem sie Geschlechterrollen als Bestandteil einer natürlichen Ordnung verteidigen, in der Männer und Frauen sich nicht miteinander vergleichen lassen; die anderen, indem sie die Bedeutung von Geschlechterrollen rundheraus bestreiten.

Beide Frauentypen der Neuen Rechten finden wir auch im Faschismus wieder. Der Unterschied liegt darin, dass dort beide Frauentypen massiv von der »Mission« ihrer Nation und/oder Rasse überzeugt sind. Und genau das – behaupte ich – ist der Grund, weshalb Frauen diesen Umstand als »emanzipatorisch« für sich empfinden können. Die Identifikation mit dem Kollektiv wird zur Grundlage für das eigene Selbstwertgefühl. Das gilt für den beziehungsorientierten und den individualistischen Frauentyp gleichermaßen. Die Mutter ist nicht mehr nur die Mutter für ihre Kinder, sondern Mutter für ihre ganze Nation oder Rasse. Die Individualistin sieht in Nation und Rasse eine Herausforderung, ihre eigene Überlegenheit zu beweisen, und zwar als Auswirkung und als Verkörperung der Überlegenheit des Kollektivs.

Es gibt viele Berichte aus der NS-Zeit, wonach Frauen das NS-System als Bereicherung für sich empfanden – die leidenschaftliche Hingabe an die gesamte Nation und/oder Rasse, und die gleichzeitige Steigerung ihres eigenen Gefühls, Wert und Bedeutung zu haben. Sie fühlten sich gebraucht. Sie hatten das Gefühl, eine Aufgabe zu haben, eine Mission. Sie empfanden eine Art Ekstase darin, Teil einer gewaltigen Gemeinschaft zu sein. All diese Erfahrungen führten dazu, dass sie sich befreit, und sogar emanzipiert fühlten. Ihre Ehemänner und Familien wurden zu etwas Nachgeordnetem. Das ist einer der Gründe, warum so viele Mütter ihre Söhne bereitwillig oder gar begeistert in den Krieg schickten. Sie fühlten, dass dies ihre Aufgabe wäre, ihr Beitrag zur Gemeinschaft, durch den sie an dieser Gemeinschaft teil hatten.

Die »Emanzipation«, die aus der Identifikation mit »dem Ganzen«, und der Unterordnung unter dieses »Ganze«, gezogen wird, kommt auf unterschiedliche Art und Weise zu stande. Zum einen weitet sich der eigene Handlungsrahmen und der Bereich dessen, wofür man verantwortlich ist, so dass das Selbstwertgefühl steigt. Die Frauen hatten das Gefühl, für mehr zu kämpfen als nur für einen besseren Platz in der Familie oder in der Belegschaft. Sie hatten das Gefühl, sich tatsächlich zu befreien, von den Fesseln der Familie und von einer relativ selbstgenügsamen Existenz.

Zum anderen bot die Verpflichtung für das Ganze eine Alternative zur Abhängigkeit von der eigenen Familie und dem eigenen Ehemann. Die Überzeugung, ihrem Führer zu dienen, verlieh den Frauen die Kraft und die Legitimation, sich den Befehlen ihres Ehemannes zu widersetzen. Sie identifizierten sich mit männlicher Großartigkeit, wie Ulrike Prokop sagt (1995), und konnten im Gegenzug ihren konkreten Ehemann herabsetzen. Der Mann wurde idealisiert, aber nur als Träger nationaler Werte, als Held und Kämpfer, abstrakt und entfernt. Die Beziehung der Frauen zur Autorität des Führers war eine erotisierte Beziehung, die in paradoxer Weise allgemeine Unterordnung mit sehr konkreter Emanzipation von männlicher Dominanz verband. Prokop spricht von »aktivem Autoritarismus«, im Gegensatz zu einem passiven Autoritarismus, wo Frauen es den Männern überlassen, für sie zu handeln.

Die Übermacht des Staates war insofern ambivalent. Einerseits grif sie in die Familie ein mit ihren Forderungen nach sauberer Lebensführung und faschistischer Erziehung. Andererseits gab sie denjenigen Frauen, die die »richtige« Rasse und eine gute soziale Führung hatten, die Möglichkeit, an dieser Macht teilzuhaben. Sie empfingen Verehrung als Mütter der eigenen Rasse; sie hatten die Macht, ihre Männer zur richtigen Ideologie zu bekehren, genauso wie sie andere denunzieren konnten.

Dass die Nation ihre Bestimmung war, verschaffte den Frauen schließlich auch eine Grund-



lage, traditionelle Rollen zu überschreiten. Das gilt insbesondere für den Bund Deutscher Mädel (BDM). Die Mädchen im BDM durften Sport treiben, Zelten gehen, sie konnten verschiedene Abenteuer erleben, die ihnen nie zuvor erlaubt worden waren – weil sie als fähig angesehen wurden, für »Volk und Vaterland« zu kämpfen.

Ausbruch aus dem Privaten

In ganz ähnlicher Weise beschreiben Tanika Sarka und Urvashi Butalia, wie sich Frauen von der radikalen Hindutva-Bewegung in Indien stark angezogen fühlen. Sie fühlen sich angesprochen von der Strategie der zeitgenössischen hinduistischen Rechten, Frauen als rechtmäßige, gleichberechtigte und geschätzte Teilnehmerinnen an den öffentlichen und auch den politischen Demonstrationen von hinduistischem Eifer und Glauben anzusehen. Sie reagieren positiv auf das Projekt der »sorgfältigen Aufhebung der Grenzen zwischen Haus und Welt, zwischen privaten und öffentlichen Räumen, zwischen Religion und Politik. Das zeremonielle Aufgreifen traditioneller Haushaltsriten macht das öffentliche Anliegen der Hindus zum Ausdruck eines tief empfundenen, von Erfahrung getragenen privaten Unrechts. Dieses öffentliche Anliegen verändert sich dadurch und schreibt sich gleichzeitig den Individuen neu ein; es wird zu einer Herzensangelegenheit jeder Frau, unabhängig von ihrer Kaste und ihrer Ursprungsgemeinde.« (Sarka und Butalia, 1995)

Wenn diese Ausdehnung und Verstärkung des Selbstwertgefühls durch die Identifikation mit einer größeren sozialen Einheit als »Emanzipation« gesehen wird, stellt sich die Frage, gegen welche Art von Unterdrückung sich diese Emanzipation richtet – besonders angesichts der Tatsache, dass diese größere soziale Einheit selbst in hohem Maße patriarchal ist. Die Unterdrückung, um die es hier geht, scheint in der Beschränktheit und der Leere des privaten Lebens zu bestehen. Dieses Leben, ob es nun um eine Familie oder einen Beruf oder um beides gruppiert ist, wird als ein Leben erfahren, dem eine darüber hinausgehende Perspektive fehlt. Das ist die Unterdrückung, von der hier »Befreiung« erfahren wird.

In seinen Studien zum Aufstieg des Nationalsozialismus schreibt Norbert Elias (1990), dass Wert und Sinn des Lebens häufig von der Beziehung zu Anderen abhängt, zu etwas, das die schiere persönliche Existenz transzendiert, mag es nun etwas in der Realität oder etwas in der Vorstellung sein. Menschliches Leben bleibt sinnlos, wenn es keine soziale Funktion erfährt. Wenn das Leben zu eingeschränkt ist, und es der umgebenden politischen und sozialen Kultur an Idealen und Visionen fehlt, wird das Bedürfnis nach Sinn frustriert. Unter Umständen sucht es sich dann Ausdruck in spirituellem oder politischem Radikalismus, weil dieses Bedürfnis nach einem weiteren Horizont im täglichen Leben nicht befriedigt wird. Das ist die Gefahr, die – so Elias – von einer politischen Kultur und Mentalität heraufbeschworen wird, die sich lediglich für die grundlegendsten materiellen Voraussetzungen der menschlichen Existenz zuständig fühlt. Es mag in besonderer Weise für Frauen zutreffen, die – wie Simone de Beauvoir hervorgehoben hat (1986) – »zur Immanenz verdammt« sind. Nach de Beauvoir ist das Bedürfnis nach Transzendenz eines, das für viele Frauen besonders frustriert ist. Darin kann der Grund liegen, weshalb viele Frauen bereit sind, sich in religiösen oder spirituellen Bewegungen zu beteiligen, und eben auch an rechtsextremen Aktivitäten.

Gleichzeitig wird die Transzendenz, die von politischen Systemen wie dem Nationalsozialismus angeboten wird, mit der Unterwerfung unter ein totalitäres und in hohem Maße patriarchales System erkaufte. Das macht diese Form von »Emanzipation« illusionär. Es gibt keine tatsächliche Emanzipation für Frauen in ihrer Gesamtheit, wenn dies mit der Unterwerfung unter ein patriarchales System und seine männlichen Führer verbunden ist. Frauen im Nationalsozialismus waren nach wie vor gezwungen, von Männern entworfene Rollen für sich zu akzeptieren, und obwohl diese sich von den traditionellen Rollen teilweise unterschieden, insbesondere unter den Bedingungen des Kriegs, war dies kaum eine Befreiung, die mehr persönliche Freiheit erlaubt hätte. Schließlich war es keine Befreiung in humanitärem Sinn:



denn das System war eifrig bemüht, neue Hierarchien zu schaffen und alte auszubauen, und dies bekanntlich mit mörderischer Konsequenz.

Liberaler Feminismus und Dominanz

Das Paradox, dass Frauen sich chauvinistischen, patriarchalen rechtsextremen Bewegungen anschließen – und dies sogar als Emanzipation empfinden – hat wesentlich mit dem Bedürfnis zu tun, die eigene enge, weibliche Welt zu überschreiten, Sinnstiftung und gesteigertes Selbstwertgefühl zu erfahren. Die Grenze zwischen dem Politischen und dem Privaten wird neu gezogen, das Politische dringt in die Privatsphäre ein und öffnet sich gleichzeitig für Frauen. Für den familienorientierten Frauentyp ist das von besonderer Bedeutung.

Die überragende Bedeutung des Kollektivs wiederum verschafft dem individuell orientierten Frauentyp einen Ausweg aus Einsamkeit und gesellschaftlicher Missachtung. Im Licht der »höheren« Ziele darf sie nicht nur ihr Bestes geben, es wird förmlich erwartet von ihr.

Rechtsextremismus kann nicht umstandslos mit Traditionalismus und weiblicher Unterdrückung gleichgesetzt werden. Er enthält eigene Anreize und Belohnungen für Frauen. Er umfasst unterschiedliche Haltungen bezüglich der Geschlechterrollen. Dass rechtsextreme Bewegungen meist nur als Verfechter radikaler Geschlechtertrennung wahrgenommen werden, liegt wesentlich daran, dass der dominante westliche, liberale Feminismus Liberalismus mit Emanzipation gleichsetzt. Dadurch wird umgekehrt verdeckt, zu welchem Ausmaß auch der liberale Feminismus Hierarchien und Ungleichheit stützt.

Als Beispiel kann der Aufsatz von Julia Anna (in Nussbaum/Sen 1993) dienen, der Gesellschaften nach einer Skala einteilt, die vom Traditionalismus auf der einen Seite, zum Liberalismus auf der anderen Seite reicht. Sie ist gleichbedeutend mit der Skala von starker zu schwacher geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Die stillschweigende Annahme ist, dass Frauen auf der liberalen, rollenschwachen Seite der Skala gleichgestellt sind. Dies ist aber nicht notwendig der Fall. Und es ist mit Sicherheit nicht wahr, dass nur derjenige Feminismus, der für eine liberale Gesellschaft eintritt, auch gegen das Patriarchat und für die Gleichstellung der Frau kämpft.

Der im Westen vorherrschende, liberale Feminismus beruht auf der Idee eines geschlechtsneutralen Individuums, das sich als unabhängig wahrnimmt und als frei in der Wahl seiner Beziehungen. Karin Offen (1993) nennt dieses Modell den »individualistischen Feminismus«, im Gegensatz zum »beziehungsorientierten Feminismus«, der Frauen vorwiegend in ihrer Beziehung zu Anderen sieht: zu ihren Kindern, Männern, Vätern, und zu anderen Frauen.

Zu welchen problematischen Konsequenzen ein extremer »individualistischer Feminismus« führen kann, ist anhand der Debatte um reproduktive Rechte gezeigt worden, wo die Wahlfreiheit der Frau, welche Art von Kind sie gebären will, stillschweigend die Diskriminierung von Behinderten und weniger »Leistungsfähigen« unterstützt. Dies ist nicht nur ein Problem der Theorie. Wie eine Berliner Studie zeigt, beschäftigen Frauenprojekte genauso wenig behinderte Frauen, wie andere öffentliche Einrichtungen auch. Im Interview darauf angesprochen, begründeten die Frauen dies damit, dass feministische Projekte besonders hart um ihr Überleben zu kämpfen hätten; sie könnten sich daher nicht mit zusätzlichen Problemen belasten. Jede müsse gut ausgebildet, professionell und kämpferisch sein. »Wir brauchen«, wie eine der Interviewten sagte, »absolute Profi-Frauen, die superemanzipiert sind. Wir haben keinen Platz für eine Türsteherin.« (Sanders 1995) Behinderung erscheint als gleichbedeutend mit Ineffizienz, Dummheit und Rückständigkeit.

Das bedeutet, dass hier feministische Normen die Normen der dominanten Gesellschaft einfach nachzeichnen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht mehr so überraschend, dass wir »individuellen Feminismus« auch auf der politischen Rechten finden, als die »radikale« Position innerhalb des rechten Feminismus, die für die Gleichstellung mit den Männern kämpft, aber eben auf Kosten von anderen »Rassen« und von »inkompetenten« und »wertlosen« Anderen.





Durchstarten und Zurückbleiben

»Individualistischer« Feminismus, wie ihn der gegenwärtige liberale Feminismus verkörpert, ist nicht die einzige Form von Feminismus; nicht einmal die häufigste. Der Kampf gegen männliche Vorherrschaft kann ebenso in Form eines »beziehungsorientierten« Feminismus geführt werden, der Frauen aus ihrer Beziehung zu Anderen definiert. Der »individualistische« Feminismus neigt jedoch dazu, Liberalismus und Egalitarismus gleichzusetzen. Um dies zu erreichen, setzt er »beziehungsorientierten« Feminismus mit Traditionalismus gleich und umgekehrt. Aus diesem Grund nimmt der »individualistische« Feminismus an, auf der politischen Rechten seien nur Frauen zu finden, die sich für streng polarisierte Geschlechterrollen stark machen. Dies ist jedoch offensichtlich nicht der Fall.

Den emanzipatorischen Charakter einer Bewegung ausschließlich danach zu beurteilen, ob sie für Geschlechtertrennung oder für Geschlechtergleichheit eintritt, wie der liberale Diskurs das tut, führt in die Irre. Es ist viel wichtiger danach zu fragen, welche realen Bedürfnisse von Frauen diese Bewegungen erfüllen. Diese Bedürfnisse stehen häufig in Widerspruch zur Geschlechtergleichheit im liberalen Sinn. Dennoch können sie Frauen auf kurze Sicht stärken, etwa indem sie ihnen mehr Bedeutung in der Familie oder in der sozialen Gemeinschaft verleihen. In rechten Bewegungen ist geschieht dies jedoch in einem patriarchalen Zusammenhang, so dass Frauen, auch wenn sie in gewisser Weise an Boden gewinnen, dies im Rahmen männlicher Überordnung tun. Auf kurze Sicht können sie sich auch gegenüber ihren Männern stärker fühlen, sie können sich befreit fühlen von traditionellen weiblichen Beschränkungen, indem sie für die Ziele eines Kollektivs kämpfen; sie bleiben jedoch unter männlicher Herrschaft und verbessern ihre Stellung immer nur auf Kosten anderer.

Das Problem liegt darin, dass all dies auf den westlichen, liberalen Feminismus genauso zutrifft, jedenfalls in seiner vorherrschenden Form. Je erfolgreicher er wird, desto mehr orientiert er sich an den führenden Werten und Kräften. Je selbständiger Frauen damit werden, desto stärker werden sie Teil des herrschenden Wertesystems, das Frauen und Männer aus diskriminierten Gruppen ausschließt. Autonomie im Sinne von freier Selbstbestimmung beinhaltet immer Bestimmungsgewalt über andere. Wenn diese Anderen einer diskriminierten Gruppe angehören, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass Autonomie gleichbedeutend wird mit der Unterdrückung anderer.

Deshalb genügt es nicht mehr, dass Feministinnen ihren Blick nach vorne richten, dass sie sich in ihrem Kampf um Emanzipation auf das konzentrieren, wovon sie sich unterdrückt fühlen. Sie müssen vielmehr auch hinter sich blicken, um wahrzunehmen, wen sie hinter sich lassen. Man kann nicht von Feminismus sprechen, wenn Feminismus nicht gleichzeitig auch eine egalitäre Politik meint. Aber welche Spielart des Feminismus kann das tatsächlich von sich behaupten?

Literatur:

- Axeli-Knapp/Wenk, Idole, Ideale, Konflikte. Frauen in rechtsradikalen Bewegungen, in: Eckart u.a., Sackgassen der Selbstbehauptung. Feministische Analysen zu Rechtsradikalismus und Gewalt, Kassel 1995.
- Anne Jung, Faschistische Feministinnen – ein Widerspruch?, in: Bitzan (Hrsg.), Rechte Frauen, Berlin 1997.
- Claudia Koonz, Mothers in the Fatherland, New York 1986.
- Ulrike Prokop, Elemente des weiblichen Autoritarismus. Die Sehnsucht nach der »Volksgemeinschaft« in der bürgerlichen Frauenbewegung vor 1933, in: Eckhart u.a., Sackgassen der Selbstbehauptung, Kassel 1995.
- Birgit Rommelspacher, Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz weiblicher Moral, Frankfurt 1992.
- Sarka/Butalia (Hrsg.), Women and Right-Wing Movements. Indian Experiences, London 1995.





ÜBERSETZUNG:

⊗ CHRISTOPH SPEHR.

QUELLE:

⊗ ERSCHIENEN IN: NIRA YUVAL-DAVIS/PNINA WERNER (HRSG.), WOMEN, CITIZENSHIP AND DIFFERENCE, LONDON 1999. ORIGINALTITEL: RIGHT-WING »FEMINISM«: A CHALLENGE TO FEMINISM AS AN EMANCIPATORY MOVEMENT.

AUS:

⊗ **alaska**, NR. 236, JULI 2001, S. 20–23

